



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-?-: Die Opposition und die öffentlichen Zustände in Württemberg.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Opposition und die öffentlichen Zustände in Württemberg.

Stuttgart, Ende Januar.

Uhlant und Pfizer. — Französische Sympathien und Antipathien. — Stimmung für Norddeutschland. — Römer. — Procurator Bieß, der württembergische D'Connell. — Wischer, die Zeloten und die Journalistik. — Der Hofprediger Grüneisen und David Strauß. — Gustav Schwab. — Der Buchhändler Liesching, ein Rüstzeug des Herrn. —

Da und dort ist es vielleicht aufgefallen, daß manche der Häupter unsrer Opposition auf ihrem Entschlusse, die Kammer zu meiden, beharren, während andre von ihnen auf den alten Kampfplatz zurückkehren. Ist dieser Zwiespalt ein blos formeller oder weist er auf tiefere Zerklüftungen im Prinzipie selbst hin? Jene dauernde Zurückhaltung hat bei den Einzelnen verschiedene Gründe. Mehrere Veteranen, unter ihnen Uhlant, sind wirklich müde geworden, an Berathungen und Mühen Theil zu nehmen, deren letztes Resultat doch immer wieder durch eine unverwüßliche ministerielle Mehrheit bestimmt wird und von welchen die öffentlichen Blätter stets nur einen so dürftigen, unverständlichen Bericht bringen, daß Manchem auch die Hoffnung, wenigstens auf diesem Wege nützlich zu werden, vereitelt scheint. Mag man eine solche Verstimmung auch im Grundsätze mißbilligen, so viel muß man, um gerecht zu sein, zugeben, daß für Männer, denen blutwenig daran liegt, sich reden zu hören und in den Zeitungen wiederzufinden, Alles aber daran, ihrer Sache zu materiellem Siege zu verhelfen, es eine nahezu unerträgliche Aufgabe ist, dreißig und mehr Jahre hindurch vor der Festung zu liegen, ohne Aussicht, hineinzukommen. Morgen und übermorgen liegen sie noch davor, wie gestern und heute, morgen und übermorgen eben dasselbe Ausrücken, dasselbe Plänkeln, dieselbe Retraite. — Pfizer's Grund aber ist

noch ein anderer und so originell, daß ihn schwerlich Jemand errathet, selbst wenn er die katonische Strenge der Ueberzeugungen dieses Mannes kennt oder auch nur seine Vertheidigung der Landesconstitutionen gegen den centralisirenden Einfluß der Bundesgewalt gelesen hat. Pfizger sagt: Da die Opposition der deutschen Kammern darauf hinarbeitet und pflichtmäßig darauf hinarbeiten muß, das Maß constitutioneller Freiheiten nach Kräften zu erweitern und da in Folge dieser Richtung die Wege der constitutionellen und absolutistischen Staaten Deutschlands immer mehr auseinander gehen müssen, ich aber die Einigkeit Deutschlands um keinen Preis, selbst nicht um den der Freiheit, auf's Spiel setzen mag, so will ich lieber auf Verfolgung des Einen Ziels, der Freiheit, verzichtend schweigen, als für dieses Ziel thätig das ebenbürtige, die Einigkeit, verderben helfen. — Eine nothwendige Folge dieser Gesinnung ist Pfizger's Abneigung gegen französischen Einfluß in Deutschland. Nicht als ob er zu jener kleinen heiligen Schaar der Franzosenfresser gehörte, welche, den reißigen Fahnenjunker Menzel voran, nichts Französischem Pardon geben. Pfizger liebt und achtet Frankreich; aber er fürchtet, daß es, in deutsche Angelegenheiten sich mischend, altem Gelüste verfallen könnte, wie der gezähmte Löwe, wenn er Blut sieht. Darum wünscht Pfizger, — und er soll dies in einem demnächst erscheinenden Nachtrage zu seiner Schrift: Kirche und Staat, näher ausführen wollen — Alles zu vermeiden, was die Wiederkehr eines Rheinbundes, ob auch nur der Geister, anbahnen könnte. — Mit diesen seinen Ansichten steht übrigens Pfizger, wenigstens hier in Württemberg, so ziemlich vereinzelt zwischen den Deutschthümlern und der großen Mehrheit der Liberalen. Letztere, ohne sich die von Frankreich drohende Gefahr für Deutschlands Integrität zu verhehlen, schätzen doch in Frankreich das unentbehrliche Kohlenmagazin für jene reinigenden Feuer, in welchen derzeit ganz Europa sein politisch-socials Erz von den alten Schlacken zu erlösen trachtet. Frankreich ist dieser Partei die unumgängliche Basis für die Politik des Fortschrittes. Sie hofft von Frankreichs gutem Willen wenig oder Nichts, von seiner Bestimmung Alles. — Die Massen jedoch theilen diese Sympathien keineswegs. Und wie kann es anders sein? Die Julisonne ist es nicht, welche dem Privilegium, den weltlichen und geistlichen Hierarchien ihren Waizen blühen läßt: wer also solchen Waizen will aufgehen sehen, wendet sich

ganz wo anders hin. Der Bürger und Bauer kann sich eben so wenig mit Frankreich befreunden, dessen Name ihm eine lange Reihe erduldeter Uebel in die Erinnerung ruft. Von Geschlecht zu Geschlechte ziehen die Traditionen von eingäscherten Dörfern, zerstörtem Wohlstande, Mord und Plünderung aus Ludwig's XIV. Zeit; dann fraßen wieder die Kriege der Republik und Napoleons so viel an Söhnen und Steuern, die Intendanten, Generale und Armeecommissäre hausten so schändlich: das vergessen die, über deren Gegenden und Familien der Sturm ging, so leicht nicht. Schon die Kriegsschulden, die noch heute sich in dem Steuervolumen fühlbar machen, sorgen für bleibende Erinnerung. Daß die französische Revolution unter den Winkeltyrannen aufgeräumt, die Feudallasten verringert, den Verkehr und die Consumtion verstärkt, die bürgerlichen Rechte da und dort erweitert, dem Beamtendruck merklich abgeholfen hat, diesem Causalzusammenhange nachzuspüren, hat der Mann hinterm Pfluge und in der Werkstätte weder Zeit noch Mittel. Dabei geschieht so Manches, um ja das Vorurtheil zu verewigen. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn in Württemberg als eine der beliebtesten Scheiben für die Schießübungen des Militärs ein rothhosiiger Franzose auftreten muß, der Erbfeind, das Türkenfurrogat, auf den die Leute dann auch fanatisch losfeuern! Beiläufig gesagt, wäre ich der französische Gesandte, so würde ich gegen eine solche, die gewöhnlichste Courtoisie in's Gesicht schlagende und höchsten Orts sicher unbekannte Gehässigkeit reclamiren, statt dawider, daß in Lindpaintner's Oper: die sizilianische Vesper, das Fest der h. Rosalie auf die Bretter gebracht wird, worin Herr v. Fontenay, der Vertreter des Sultankönigthums, eine unstatthafte Entwürdigung der katholischen Kirche und Veranlassung zu diplomatischem Einschreiten zu finden sich bemüßigt sah.

Um wieder auf die württembergische Opposition zu kommen, so hindert die Hinneigung zu Frankreich nicht, daß auch (ja vorzugsweise) bei der Opposition — ein schönes Zeichen der Zukunft! — jene tiefe Abneigung gegen alles Norddeutsche und namentlich gegen Preußen, die noch vor zehn Jahren die öffentliche Meinung hier zu Land beherrschte, von einem aufrichtigen und warmen Interesse für die Entwicklung der norddeutschen Zustände überwunden wurde. Es ist eben kein Vorurtheil so steil, die Nothwendigkeit ersteigt es, keine Abnei-

gung so tief, die Wahrheit durchwatet sie endlich doch! Hoffentlich wird es der stehenden Plaisanterie über „Schwabenstreiche“ zuletzt auch so gehen; der gesunde Sinn der neuen Zeit wird sich über diese vom Dünkel mit dem Zufall erzeugte Lüge endlich wegsetzen. Kehrt vor den eigenen Thüren, die Schwabenstreiche sind überall zu Hause. Wie sehr man den Schwaben Unrecht thut, beweisen sie am Hässlichsten dadurch, daß sie über dieses höhnische Vorurtheil mit so vielem Humor wegkommen und ihr Augenmerk auf Wichtigeres richten, als auf die Abwehr gegen so stumpfe Bolzen. Wir wiederholen: es ist in dem Verhalten der öffentlichen Meinung zu Norddeutschland ein bemerkenswerther Umschwung eingetreten, den übrigens einzig und allein das Bewußtsein veranlaßt, daß man es mit solidarisch-verbundenen Interessen zu thun hat. — Das Haupt der Opposition in der neuen Kammer wird wohl Römer werden. Doch ist das Häuflein numerisch zu schwach, um auf einen irgend ansehnlichen Erfolg rechnen zu können. Zur Opposition und zwar zur strengsten gehört auch ein Mann, den man im Auslande wenig kennt, Procurator Wiest von Ulm. Man darf diesen merkwürdigen Mann wohl den württembergischen O'Connell nennen. Schon seit vielen Jahren verfolgt er mit rastlosem Eifer und diplomatischer Gewandtheit sein Ziel: die Befreiung des oberschwäbischen Bodens von den Feudallasten, diesem traurigen Andenken an jene Masse jetzt mediatisirter Abteien, Grafschaften und Baronien, welche die schwäbischen Landkartenmaler des vorigen Jahrhunderts zur Verzweiflung bringen mußten. Wiest durchstößte alle Organe, er ließ sich Gutachten von der Juristenfacultät zu Tübingen stellen, er organisirte Proceßvereine, blickt und arbeitet nach allen Seiten und bleibt meistens Sieger gegen Fiscus und Standesherrschaften. Dann und wann nach einer gewonnenen Hauptschlacht reißt er in seine Bezirke, wo er wie ein Potentat mit Völlerschüssen, Anreden und Festmahlen begrüßt wird und die Gelegenheit benützt, neue Agitationen anzuknüpfen. Was er mündlich nicht thut, das vollendet seine Zeitung, die er sich gegründet, der „Donaubote.“ Seitdem die katholische Bewegung in Württemberg um sich gegriffen hat, verfehlte Wiest, obwohl der Priesterherrschaft abhold, nicht, sich mit an die Spitze dieser Opposition gegen den bureaukratischen Druck zu stellen, und ganz, wie der alte Dan, das religiöse Wesen als Bindemittel unter seinen politischen Mauerfall zu mischen. — Hinter

dieser oberschwäbischen Aufregung stecken übrigens durch ein eigenes Spiel der Interessen vorzugsweise auch die Mediatistren, welche sich immer noch nicht darein fügen können, von Stuttgart aus regiert zu werden. „Die Würtemberger,“ sagt achselzuckend der oberschwäbische Standesherr; er betrachtet sein Land als occupirt, er vermeidet es, sich in Stuttgart sehen zu lassen, er bringt seine Söhne nicht in württembergischem, sondern in österreichischem Militärdienste unter und hält gegen seine Untergebenen streng auf die ihm gebliebenen Ehrenrechte, besserer Zeiten harrend. Die Verbindung mit dem Ultramontanismus paßt herrlich in dieses System; denn jener ist den in Württemberg gangbaren Regierungsmaximen, welche zu Förderung der politischen Gleichförmigkeit die religiöse Toleranz hegen, spinnefeind. So gewahrt man denn das wunderliche Schauspiel, daß der Adel und seine Unterthanen, die sich sonst der Gülten und Lehen halber stets mit Processen heimsuchen, daß der Hochstorty Fürst von Zeil und der Agitator Wiest brüderlich mit einander gehen. Welch ein mächtiger Trieb der Zeit, der solche Gruppierungen schaffen kann!

Dieser Trieb beurfundet sich aber auch recht deutlich in dem Tumulte, welchen die Wischer'sche Angelegenheit hervorgerufen hat. Allgemeines Durcheinanderrennen der Meinungen, Verzweiflungsge-schrei der Orthodoxen, panisches Schrecken der Menge, muthiger Feldruf der Neuerer. Wischer's Inauguralrede hätte ihre Wirkung nicht über den Kreis seiner Hörer ausgedehnt, wenn nicht ein Zionswächter in der Allgemeinen Augsburger Zeitung die Lärmtrommel geschlagen hätte. Dadurch ließen sich Geistliche hier und auf dem Lande zu Kreuzpredigten verleiten: der gemeine Mann wurde alarmirt, das Gerücht wußte von schrecklichen Blasphemien, die Wischer ausgeschäumt hatte, — kurz, jetzt oder nie hatte das Thier des Abgrundes seinen Rachen geöffnet, aus welchem die Philosophie herauszün-gelte. Es fehlte Nichts als die Nachricht, daß man zu Tübingen den Teufel am hellen Tag habe auf Stelzen gehen sehen, die Wischer'sche Rede unterm Arm. Das Schönste dabei war aber ohne Zweifel, daß die Donner der Kanzelberedsamkeit losbrachen, ehe der Inhalt der Wischer'schen Rede nur bekannt war. Jetzt ist sie auf Provocation der Eiferer im Druck erschienen — und siehe, von Gottesläugnung keine Spur: wer welche darin findet, ist ein größrer Hexenmeister als Albertus Magnus oder als Albertus Knapp, der

Geistliche von Stuttgart, welcher am deutlichsten von Allen in der Philosophie lauter/Teufelsblendwerk erkennt und am Heftigsten wider Wischer aufgetreten ist.

Wichtiger aber, als Wischer's übrigens vorreffliche Rede, unendlich viel wichtiger ist die Haltung, welche der öffentliche Geist bei diesem Anlasse gezeigt hat. Alles stand gegen die Zeloten auf. Der Beobachter, das Blatt der württembergischen Opposition, das jetzt gegen dreitausend Abonnenten zählt, erschien bis an die Zähne geharnischt mit gediegenen Artikeln für das kirchliche Reformprinzip, welches die eigentliche Zielscheibe der Fanatiker war. Erst heute wieder bringt der Beobachter einen, von einem Pfarrer herrührenden, sehr geistvollen Aufsatz, an zwölf Spalten lang, mit Personalien über Wischer, (der ein Abkömmling des berühmten Nürnberger Künstlers Peter Wischer ist) und mit einer umfassenden klaren und energischen Darstellung des Stands der Parteien. Plötzlich ist sie durch die plumpe Hand des Fanatismus recht vor's Auge der Massen hingezerrt worden, die große Wahrheit, daß die Reformation kein abgeschlossenes Ereigniß, sondern das Prinzip, das siegreiche Recht der ewigen Bewegung des Menschengesistes ist, daß wir von Heute genau dieselbe Befugniß, dieselbe Pflicht, wie unsre Ahnen im sechzehnten Jahrhundert haben, aus unzureichend gewordenen Anschauungen und Dogmen heraus zu geistig Wahrerem fortzuschreiten. Allerding's machte im Schwäbischen Merkur ein glatter, geschniegelter Artikel, welchen man dem Hofprediger Grüneisen zuschreibt, noch vor wenigen Tagen den Versuch, darzuthun, daß der Protestantismus jetzt nicht mehr wie in der Reformationszeit das Recht und den Beruf freier Bewegung, daß er sich vielmehr zu einer Kirche „verdichtet“ habe, deren Bibelauslegung nicht überschritten werden dürfe. Ein gleichzeitiger Artikel von Strauß im Beobachter hat aber diese, das Wesen des Protestantismus so schreiend verletzende Behauptung sehr schön widerlegt. Und wohin eine solche consequent führen muß, beweist Grüneisen noch in demselben Aufsatz; denn er gelangt zu dem Vorschlage, in dem evangelischen Stifte zu Tübingen die Philosophie nicht mehr zu einem nothwendigen Bestandtheile des theologischen Studiums zu machen, sondern es jedem Einzelnen anheimzugeben, ob er wie Zeichnen, Tanzen, englische Sprache u. s. w., nebenher auch philosophische Collegien hören wolle! Das wagt man einer

Anstalt zu bieten, aus welcher die Paulus, Schelling, Hegel, Strauß hervorgegangen sind! Es wird zu bunt! Aber, wie gesagt, die orthodoxen Eiferer haben einen Stein geworfen, der auf ihre Köpfe zurückfiel. Das Zeter über Vischer's Richtung ist als eine verkappte Denunciation wider die freie Forschung überhaupt früh genug erkannt worden und die Reformpartei hat, zu ihrem bedrohten Panier eilend, jetzt wahrgenommen, daß ihre Mannschaft weit zahlreicher und zuverlässiger ist, als es der „verdichteten“ Kirche gegenüber den Anschein hatte. Mit Bedauern übrigens bemerkt man es, daß auch Gustav Schwab, jetzt Geistlicher zu St. Leonhard hier, sich in jene Invektiven gegen Vischer hat hinreißen lassen; sein rasches, feuriges Herz ist mit seiner Billigkeit diesmal durchgegangen. — Sie sehen, auch in dem kleinen Württemberg gährt und schafft die große Frage der Zeit: privilegiertes Herkommen und innerlich berechtigte Freiheit ringen um die Antwort. Hat man auch nicht mehr die Asche verbrannter Keger und Bücher auszustreuen, so gibt es doch noch guten Ruf und bürgerliche Existenzen todtzuschlagen. Auf die Gefahr hin, eines solchen Todschlags verdächtig zu werden, will ich Ihnen doch auch den Namen des Ehrenmanns nennen, der zuerst, in der Augsb. Allgem., das Steiniget! anstimmte: es ist der Buchhändler Samuel Liesching, der es von einem diametral entgegengesetzten Jugendleben in seinem Alter zu einem auserwählten Rüstzeuge des zornigen Gottes brachte. Wie ich den Artikel übersehe, bin ich erstaunt, Ihnen nur von Politik und Religion geschrieben zu haben. Aber ist dies nicht verzeihlich, wenn man mit anseht, wie das Schleifrad der Zeit immer hurtiger fliegt, wie es immer schneller das schlechte Eisen zu Schanden macht, den gefundenen Stahl aber immer schneidender schärft?

— ? —